



Vor 35 Jahren starb Imma von Bodmershof. Ein Gedenken mit Texten von ihr selbst.

Kleine Autobiographie

von Imma von Bodmershof

Die Forderung, eine kleine Autobiographie zu schreiben, scheint leicht zu erfüllen, und doch stehe ich jedesmal nahezu hilflos vor dieser Aufgabe, denn was man kurz von sich aussagt, mag wohl wahr sein, aber es ordnet die Dinge in Kästchen, in welche sie nicht wirklich passen.

Ich bin in Graz geboren, das ist wahr, aber es ist ein Zufall ohne Einfluss auf mein weiteres Leben, denn mein Vater, Christian Freiherr von Ehrenfels, war im Waldviertel Niederösterreichs beheimatet und begütert, begann seine akademische Laufbahn als Philosoph an der Universität Wien und vollendete sie in Prag.

Das einzige Schulzeugnis, das ich aufweisen kann, ist das der ersten Klasse Volksschule, das ist wahr, aber dennoch bin ich kein Analphabet geblieben, die Bildung, die ich durch das Elternhaus, durch gute Lehrer und Freunde erhielt, durch das freie Hören von Vorlesungen auf den Universitäten in Prag und München war vielleicht umfassender, als sie es im Prüfungsbetrieb hätte sein können.

Ich bin Gutsbesitzerin im Waldviertel und habe selbst einige Jahre die Wirtschaft geführt, das ist wahr, und ich bin mit vielen Fäden des Herzens dieser Seite des Lebens verbunden, aber

ich bin keine Gutsfrau wie ich vielleicht eine sein sollte, denn ich kenne mich auf den ersten Blick hin immer noch in einer Bildergalerie besser aus als in einem Stall.

Es ist richtig, dass der Besitz eines Gutes eine Grundlage für die Existenz bedeutet, aber es ist unrichtig zu glauben, dass man heutzutage von einem mittleren Gut im Waldviertel leben kann, eher noch lebt das Gut von einem, von aller Erfindungskraft und Arbeit, die man hineinsteckt.

Ich bin verheiratet, wir sind also zu zweit, aber entgegen aller Mathematik ergibt sich hier: eins plus eins = eins.

Ich bin Schriftstellerin, aber in diesem sonderbaren „Beruf“ wiederum lässt sich nichts produzieren, was nicht von selbst entsteht. Wenn eine Autobiographie von mir verlangt wird, lande ich unabweisbar bei der Frage, welches „Ich“ nun seine Geschichte erzählen soll. Das Eigentliche versucht sich in meinen Büchern auszusprechen und wer etwas von mir wissen wollte, könnte es daraus am besten erfahren.

Aus Imma von Bodmershof: *Unter acht Winden*. Stiasny-Bücherei, Band 106, Graz und Wien 1962, S 123f.

Das eigentliche Unheil lag im Hass

von Imma von Bodmershof

In der dritten Reihe der Hörer saß Inigo, Conchita neben ihm, gespannt sahen sie Ibarra an. In den Jungen wollte er das Bild der Republik aufrichten, wie er es in sich trug. Wenn seine Gedanken in ihnen Wurzeln schlugen, dann konnte die Republik der Mitte sich doch noch verwirklichen.

Er durfte vor ihnen keine Unsicherheit zeigen, er musste sie überzeugen. Er hatte sein Seminar zu einem kleinen Parlament gemacht, in dem sich das große spiegelte. Die Wucht, mit der die Meinungen aufeinanderprallten, kam einmal nahe

an die Grenze des Totschlags. Aber wenn es ihm gelang, den Haufen der Jungen zu zwingen, ihre Leidenschaft gedanklich durchzuarbeiten, dann fühlte er sich in seiner ganzen Stärke, wie früher nach einem Sieg im Pelotaspiel. Eines wenigstens sollten sie von ihm mitbekommen, die Kraft zu objektivieren.

Inigo schien das Verbot, Theologie zu studieren, hingenommen zu haben, und Ibarra glaubte zu sehen, dass die Einflüsse





se der neuen Umgebung ihn rasch auf die Erde herabholten.

Deutlich zeigten sich an ihm Veränderungen. In die ruhige Geschlossenheit seiner Züge kam etwas Verquältes, er verlor nicht nur an körperlichem Gewicht, sondern auch an psychischer Ausstrahlung, seine Sicherheit schien erschüttert. Ibarra[, sein Vater,] hätte ihm gerne geholfen, aber er sagte sich, Inigo müsse allein durchkommen.

Seine Antworten im Seminar zeigten, dass die historischen Fakten ihm sehr zu schaffen machten, das Bild der Kirche, wie er es mitgebracht hatte, hielt offenbar nicht stand.

Auch die Hörer schenkten einander nichts in ihren Auseinandersetzungen. Unter ihren Gesichtern tauchte das Josés auf. Er war Ibarra durch die ungewöhnliche Wendigkeit seines Intellektes aufgefallen, eine Wendigkeit, die sich ebenso in den Bewegungen ausdrückte. José hätte Stierkämpfer sein können, der Ausdruck seines noblen, aber in der Mundpartie undifferenzierten Kopfes passte dazu. Zufällig hörte Ibarra einmal, dass auch seine Kameraden ihn den Torero nannten. Beim Betreten des Hörsaals sah er häufig Inigo, mitten in einem summenden Schwarm von Studenten, heiß mit José debattieren. Manchmal brauchte die dichte Traube, die an den beiden hing, einen Anruf, um sich aufzulösen. Auch Conchita fand er öfter in diese Debatten einbezogen. Die Eierschalen des ländlich Baskischen hatte sie in Euskari zurückgelassen, sie war jetzt die Kastilierin, aber wenn sie in den Hörsaal kam, so wehte doch immer ein Hauch von baskischer Frische mit ihr herein.

Da jeder von ihnen allein wohnte, waren es nur flüchtige Eindrücke, die Ibarra zufielen. Die Art selbstverständlichen Zusammengehörens, in der die beiden in den Hörsaal kamen oder ihn verließen. Wie sie vor Beginn der Vorlesung rasch ein Stück Papier austauschten, nicht anders, als sie es früher mit ihren Spielsachen getan hatten. Sie bückten sich gleichzeitig nach einer zu Boden gefallenen Feder, stießen dabei mit den Köpfen zusammen und lachten unbefangen. Einmal gingen sie vor ihm her, und Inigo nahm Conchitas Arm, um mit ihr die Straße zu überqueren. An einem Sonntagvormittag sah er beide in den Autobus steigen, der nach Aranjuez fuhr. Das Körbchen Erdbeeren, das sie ihm von dort am Morgen ins Institut brachten. Inigo und José standen beisammen, sie sprachen heftig aufeinander ein, Conchita trat hinzu und Inigos Gesicht hellte sich auf. Aus alledem zog Ibarra die Beruhigung, dass die himmlischen Pläne Inigos sich ganz natürlich in irdische verwandelten.

Aber dann änderte sich alles, und er fühlte, dass seine Macht als Vater oder Lehrer nicht bis an den Grund reichte, wo sich das Schicksal der beiden entschied. Zwischen ihnen entstand etwas wie ein leerer Raum, sie saßen immer noch

in der dritten Reihe nebeneinander, aber wie zufällig, fremd, auseinandergerückt, es war eine Distanz zwischen ihnen. Inigos Ansichten verhärteten sich, und wenn Conchita ihm im Seminar zuhörte, trat manchmal Angst in ihren angespannten Blick.

Das Seminar, in dem das Thema der Staatsformen zum Abschluss kam. Ibarra hatte es nicht auf eine bestimmte Lösung ausgerichtet, er hatte seine Hörer nur dazu aufgerufen, die nüchterne Erwägung vor die Leidenschaft zu stellen und sich der Verantwortung bewusst zu sein, die jetzt in Spanien auf jedem Wort lag, das einer aussprach.

Er sah die Gesichter der Studenten vor sich, bleich, gerötet, erhitzt, nachdenklich oder verzerrt, und hörte die Stimmen. Den ruhigen, gleichmäßigen, aber durchdringenden Klang der Worte Inigos, den schneidenden Ton Josés. Ibarra hatte die beiden dazu bestimmt, die Schlussreferate zu halten, und alle wussten, dass an diesem Tag äußerste Gegensätze aufeinanderstoßen würden.

Inigo zeigte jetzt nichts Verquältes, nichts Unsicheres mehr. Was ihn in seiner Kindheit bestimmt hatte, schlug wieder durch, aber nun mit athletischer Kraft. In sich geschlossen wirkte seine Energie wie eine lebendige Kugel, unangreifbar und manchmal bedrohlich wie ein Geschoss. Sein großer dunkler Blick durchdrang den Saal, als fülle er ihn mit einer unsichtbaren Substanz.

Ibarra hörte wieder einige der Sätze, die ihn getroffen hatten wie Schläge: Alle Verfassungen suchten nur die Verflechtung der Menschen untereinander zu ordnen, sie alle waren nicht bezogen auf etwas, das darüber stand.

Die politische Leidenschaft war aus der spanischen Natur heraus nicht zu zügeln. Ihre Art, die immer Äußerstem zutrieb, verlangte eine letzte freiwillige Unterwerfung unter ein höheres Prinzip.

Dem kam trotz aller Missdeutungen das Wort „Gott“ noch am nächsten. In ihm allein fand die irdische Hierarchie ihren Anschluss an Gesetze höherer Ordnung.

Wenn einer Atheist war, weil er das Wirken der subtilen Kräfte göttlichen Seins nicht empfand, so war das sein persönliches Schicksal, er musste es tragen, wie er es konnte. Wenn er aber daraus eine politische Lehre machte, wenn er versuchte, ein ganzes Volk aus dem Glauben zu lösen, dann wurde er zum gefährlichen Verführer.

Das eigentliche Unheil lag im Hass. Aber der Wille des Menschen war frei. Wenn es ihm gelang, sich vom Hass zu lösen, mit dem er sich verbunden hatte, dann und nur dann konnte



das spanische Volk der Selbstzerstörung entgehen.

Es war der letzte Augenblick.

Ibarra erinnerte sich nicht mehr an den ganzen Vortrag, aber die Erregung am Ende kam wieder in ihm auf. Der Gegensatz zwischen ihm und Inigo war jetzt öffentlich und unüberbrückbar. Doch wie er selbst, blieb auch der ganze Saal für einige Sekunden still, so still, wie es während Inigos Rede gewesen war. Aber es brauchte dann eine Weile, bis der Lärm, der losbrach, soweit abgeflaut war, dass Ibarra José das Wort erteilen konnte.

Mit einem Satz war er auf dem Podium: Was sie da gehört hätten, sei eine Predigt gewesen und kein wissenschaftliches Referat. Darum wolle auch er nur eine Predigt dagegen setzen, aber eine kurze:

Es gab nichts anderes als das irdische Leben. In ihm waren Kampf und Hass die treibenden Kräfte, in ihm hatten von jeher Schöpfung und Zerstörung gleiches Recht. Jetzt war die Zeit der Zerstörung gekommen, jetzt zählte nur die Gewalt, und überleben würde nur der, der schneller war im Töten.

Ibarra sah unter vielen Händen auch die Conchitas hochfahren, als er fragte, wer ein Schlusswort für die Republik reden wolle. Conchita war sehr blass, die kleine blaue Ader an ihrer Schläfe trat sichtbar hervor, es zeigte sich in ihr ein so verzweifelter Entschluss zu sprechen, dass er ihr das Wort gab, obwohl es seinem Assistenten, Gomez, zugestanden hätte.

Ihre kleine Stimme setzte sich klar gegen die Unruhe im Saal durch:

Wer den Vorrednern folgte, verlor den Boden unter den Füßen. In diesem Seminar ging es nicht um Metaphysik, sondern um das irdische Zusammenleben von Menschen. Wenn einer den Himmel oder die Hölle anrief, so war das sein Wagnis, aber die Gesellschaft hatte ihren Ort auf der Erde. Die Republik hatte freie Wahlen zu sichern, Leben und Eigentum zu schützen, und gleich wichtig waren die Mindestlöhne, die Landverteilung, die Aufforstung, der Ausbau der Bergwerke, die Schulreform. Das war das Programm ihres Lehrers; es im Leben zu verwirklichen, war ihre Aufgabe. Darum ging es, nicht um Liebe und Hass, Schöpfung oder Zerstörung. Und im Übrigen hatte die Nation ihr Leben von ihren Vätern und

Müttern und nicht von ihren Totschlägern und auch nicht von ihren Heiligen.

Ein Zwischenruf José löste allgemeinen Tumult aus, und Ibarra schloss das Seminar. Dabei fing er den Blick auf, mit dem Inigo Conchita ansah. Auch zwischen ihnen beiden schien die Entscheidung gefallen. Hatte sich Conchita nicht eben von Inigo losgesagt?

Am Morgen darauf war Ibarra in seinem Institut geblieben, er gestand es sich nicht ein, aber er erwartete, dass Inigo kommen und sich erklären werde. Als ihm ein Student gemeldet wurde, der um eine Unterredung bat, und darauf José eintrat, dachte er zuerst, es müsse ein Irrtum vorliegen.

José sei gekommen, sich zu entschuldigen, es sei ihm gestern sein Temperament durchgegangen. Sein Ausfall

im Seminar habe sich nicht gegen Ibarras Lehren gerichtet, aber Inigos Predigt sei unerträglich gewesen. Inigo habe ihn von Anfang an interessiert, er habe geglaubt, sein durchdringender Verstand müsse am Ende die Täuschung erkennen, in die er sich verstrickt habe. Er habe sich in vielen Gesprächen mit Inigo die größte Mühe gegeben, ihn aus seinem Wahn zu lösen, und er habe auch alles getan, um Conchitas Argumente zu unterstützen. Am Anfang habe sich ein Erfolg gezeigt, aber im Lauf des Winters sei Inigo dann immer deutlicher zu

seinen Lieblingsideen zurückgekehrt, und erst gestern habe sich nun das Ende dieser ganzen Entwicklung gezeigt.

Im Gespräch, das dann folgte, schilderte José seine eigene Lage, und Ibarra begriff die Gegensätze, in die er gespannt war. Erbe eines großen Namens, aber ohne Vermögen. Nach dem frühen Tod des Vaters von der Mutter angebetet und verwöhnt, reiche Verwandte, die in ihrem Hochmut nichts von den Verarmten wissen wollten. Andere, entfernte Verwandte, die in Amerika zu einigem Erfolg gekommen waren, und manchmal eine Summe Geldes herüberschickten. Ein starker Intellekt, der sich aus den Bindungen der Geburt zu befreien suchte, der aber nicht zu Selbstständigkeit gelangte, sondern nur zu Opposition, die sich in leidenschaftlichen Ausfällen bis zum Nihilismus steigern konnte. Gewinnend aber war die Art, in der er bereitwillig Ibarra zuhörte.

Ja, er wisse, es sei für ihn außerordentlich schwer, sich in einer Mitte zu halten. Er verachte seine Stammesgenossen noch mehr als sie ihn, diesen Dünkel, dieses Usurpieren

„Wenn einer Atheist war, weil er das Wirken der subtilen Kräfte göttlichen Seins nicht empfand, so war das sein persönliches Schicksal, er musste es tragen, wie er es konnte. Wenn er aber daraus eine politische Lehre machte, wenn er versuchte, ein ganzes Volk aus dem Glauben zu lösen, dann wurde er zum gefährlichen Verführer.“



längst überlebter Vorrechte, dieses unerträgliche Vermischen feudaler Ansprüche mit Gott und Kirche. Er fühle sich im Gedanklichen der Linken zugehörig, aber er stoße dort auf Misstrauen, das zwingt ihn immer wieder zu übertreiben. Darum sei es so schwierig für ihn, Republikaner im Sinne Ibarra zu sein, obwohl er es wolle.

Ibarra sah José an, den geschmeidigen Körper, den Kopf eines Jungen, der von alther geprägt war. Die lange Nase, die von der Stirn, ohne Kerbe, gerade herabließ, nur der Mund war von dem federnden Intellekt noch nicht in Besitz genommen. Die leicht verschleierte Augen erwarteten etwas von ihm, und eine Sekunde lang dachte er: Dieser da braucht mich wirklich. Warum kann mein Sohn nicht so sein? Wie José aber beim Abschied lächelte, und dabei seine blendend weißen Zähne sichtbar wurden, und er Ibarra die Hand reichte, mit den schmalen, zu stark gebogenen Fingernägeln, da hätte Ibarra diese Regung gerne ausgelöscht.

Noch am gleichen Nachmittag war er nach Barcelona gefahren, eine Frage des Statutes der Generalidad war dort zu besprechen. Die katalanischen Separatisten machten noch mehr Schwierigkeiten, als die baskischen.

Bei der Rückfahrt tags darauf, als sein Zug eben Lérida verließ, fuhr ein anderer aus entgegengesetzter Richtung ein. Ibarra glaubte an einem Fenster Inigo stehen zu sehen, der mit dem gleichen sonderbaren Ausdruck hinausblickte, mit dem er Conchita angesehen hatte, schmerzvoll und befreit zugleich.

Ibarra ärgerte sich über sich selbst. Inigo wurde bei ihm bald zu einer fixen Idee, er sah ihn auch dort, wo er nicht sein konnte. Aber bei seiner Rückkehr ins Institut fand er den Abschiedsbrief Inigos:

Er danke für alles. Er bitte um Verzeihung. Verständnis könne er nicht erwarten. Er sei auf dem Weg zum Kloster der Benediktiner auf dem Montserrat.

Ibarra zerriss den Brief in immer kleinere Fetzen.

Am Morgen kam Conchita ins Institut, um sich eine Unterschrift zu holen. Ihr zerstörtes Gesicht ließ Ibarra keinen Zweifel, dass sie von Inigos Schritt wusste, der Hauch der Frische, der sie sonst umgab, war ausgelöscht. Ibarra wollte zuerst in natürlicher Weise über das sprechen, was sie beide bewegte, aber er kam nicht dazu, ein Blick von ihr hinderte ihn, und eine winzige Geste, die ihn bat zu schweigen, wie mit flehend erhobenen Händen.

Spontan, aber nach außen ruhig und so, als ob er es seit langem geplant habe, forderte er Conchita auf, ihm von nun

an im Institut und bei seiner politischen Korrespondenz zu helfen, er selbst und sein Assistent seien schon seit langem überlastet.

aus Imma Bodmershof: *Die Bartabnahme*. Österreichische Verlagsanstalt, Wien 1966, S 77ff

Mutters Leben

von Peter Paul Wiplinger

knopferl-nähen mußte ich
als neunjähriges mädchen
einen haufen eisenringerln
vor mir auf dem tisch und
die mußte ich ausnähen
für die feine bettwäsche
und das bei der tante

geschlafen habe ich
in der untersten großen lade
in einer kommode in der küche

als kleines mädchen
mit fünf sechs jahren
sind wir körndl-klauben
gegangen auf die kornfelder
wenn sie schon abgeerntet waren
das durften wir das war erlaubt
und ich war ganz stolz wenn ich
eine handvoll körndln ins sackerl
geben konnte als meinen beitrag

gelernt habe ich sehr gern
und ich hätte noch gerne
viel viel mehr gelernt denn
ich wollte immer alles wissen

nach der volksschule
bin ich in die lehre gekommen
schneiderin hätte ich werden sollen
aber ich bin doch verkäuferin geworden

dann habe ich deinen vater
kennengelernt und wir sind
acht jahre lang miteinander
gegangen bevor wir endlich
geheiratet haben

dann haben wir zehn kinder bekommen
die uns der liebe gott geschenkt hat
und das letzte kind bist du